



roman

pia  
ziefle

länger  
als  
sonst  
ist  
nicht  
für  
immer

 A R C H E

## LESEPROBE

Pia Ziefle

Länger als sonst ist nicht für immer

288 Seiten

Gebunden mit Schutzumschlag

19,99 € [D] / 20,60 € [A]

ISBN 978-3-7160-2715-8

[www.arche-verlag.com](http://www.arche-verlag.com)

[www.facebook.com/ArcheVerlag](https://www.facebook.com/ArcheVerlag)

 A R C H E

pia  
ziefle

länger  
als  
sonst  
ist  
nicht  
für  
immer

Handlung und Figuren in diesem Roman sind frei erfunden.  
Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen ist unbeabsichtigt.

Die Kommasetzung folgt teilweise dem Rhythmus des Textes  
und wurde von der Autorin bewusst so gewählt.

Die Autorin dankt dem Förderkreis deutscher Schriftsteller  
in Baden Württemberg e. V. für die freundliche Unterstützung  
ihrer Arbeit an diesem Roman.

Für die Liebe



ISBN 978-3-7160-2715-8

© 2014 by Arche Literatur Verlag AG, Zürich–Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Sabon

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI–Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

[www.arche-verlag.com](http://www.arche-verlag.com)

[www.facebook.com/ArcheVerlag](https://www.facebook.com/ArcheVerlag)

Wenn niemand bei dir is' und du denkst,  
daß keiner dich sucht,  
und du hast die Reise ins Jenseits vielleicht  
schon gebucht,  
und all die Lügen geben dir den Rest:  
Halt dich an deiner Liebe fest.

Wenn der Frühling kommt und deine Seele brennt,  
du wachst nachts auf aus deinen Träumen,  
aber da is' niemand, der bei dir pennt,  
wenn der, auf den du wartest,  
dich sitzen läßt:  
Halt dich an deiner Liebe fest.

Wenn der Novemberwind deine Hoffnung verweht,  
und du bist so müde, weil du nicht mehr weißt,  
wie's weitergeht,  
wenn dein kaltes Bett dich nicht schlafen läßt:  
Halt dich an deiner Liebe fest.

*Rio Reiser, 1975*

# 1

Vierzig Grad im Schatten. Wind streicht träge über die Wasseroberfläche, saugt die Elf-Uhr-Hitze aus den Häuserschluchten der Stadt, zieht zwischen ausgedörrten Büschen hindurch die Hügel herauf und hüllt den Europäer in flimmernd heiße Feuchtigkeit.

Lew Bergmann schließt die Augen und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er sitzt auf einer kleinen Bank vor dem wahrscheinlich einzigen Laden an diesem Ort, starrt auf das Meer hinunter und fragt sich, ob seine Mutter dort oder an einem anderen Strand verunglückt ist.

Die Deutsche Botschaft in Delhi hatte nur wenige Worte für ihn gehabt. Bedauern über den Verlust und die vielen Wochen, die man benötigt habe, um ihn ausfindig zu machen. Seither trägt Lew die Anschrift eines Mannes bei sich, der an einem Sommertag vor neunundzwanzig Jahren aus seinem Leben verschwunden ist.

Werner Jarnick. Ein rundlicher Mann, die Zahnarzt-hände weich und weiß, ganz anders als die der anderen Väter. Väter, die Schlosser waren oder draußen vor der

Stadt in den LPGs Arbeit hatten. Väter, die abends an den Fenstern standen und die Namen ihrer Kinder in den Hof hinunterriefen, weil es Abendbrot gab oder Schlafenszeit war.

Werner Jarnick rief nicht. Er kam die vier Stockwerke herunter, gesellte sich lächelnd zu seinen Söhnen, sah ihnen beim Klettern zu und beim Fußballspielen. Stets hatte er dabei die Hände in die Taschen geschoben, so dass seine Hosenbeine ein klein wenig nach oben rutschten und den Blick auf die Socken freigaben, die aus den Paketen des Großvaters in Heidelberg stammten. Manchmal rochen sie noch nach dem Kaffeepulver, das den Weg in die Küche der Eltern nicht gefunden hatte. Die Socken hingegen fehlten nie. Bunt waren sie, und *aus dem Westen*.

Fünfundsechzig wird er heute sein, und Lew, der auf seiner Bank sitzt und versucht, der indischen Hitze standzuhalten, ist siebenunddreißig und damit nur ein Jahr älter als der Vater im Sommer seines Verschwindens.

Schweiß rinnt ihm in die Augenwinkel, er reibt mit einer staubigen Hand und verflucht im selben Augenblick seine Unbedachtheit.

»You need water«, hört er eine Kinderstimme sagen, und schon hält ihm jemand eine geöffnete Wasserflasche hin. Dankbar wäscht Lew sein Gesicht, gibt dem wartenden Jungen die leere Flasche zurück und lächelt ihn an. Rajesh. Seit gestern sein Verbündeter.

Müde und benommen war Lew Bergmann am Vortag aus dem Bus gestiegen und hatte als Erstes den etwa Zwölf-

jährigen vor einem Tankstellenshop gesehen. Er hatte ihn nach der Straße gefragt, in der Werner Jarnick heute lebt, aber der Junge kannte sie nicht und hatte noch nie von diesem Ashram gehört.

Nach einem gemeinsamen Blick auf den Stadtplan erkannte Lew, dass er am Flughafen in den falschen Bus gestiegen war, und es gab keinen Ashram in diesem Dorf und offenbar am selben Tag auch keinen Bus mehr zurück in die Stadt, denn als Lew auf die Haltestelle vor dem Laden zeigte, da lachte der Junge und wies nach oben in Richtung Tempel und erklärte dem Reisenden mit Händen und Füßen, wie das ging mit den Bussen, dass sie Pilger brachten und warteten und dann weiterfuhren zum nächsten Tempel und erst nach sieben Tagen zurück waren in der Stadt.

Lew verstand schließlich, dass es keine andere Möglichkeit gab, als ein Ticket für die Pilgerfahrt zu lösen oder auf den nächsten Bus in die Stadt zu warten, vielleicht morgen, vielleicht übermorgen.

»You wait?«, sagte der Junge, und: »My name is Rajesh.«

Als er sah, dass sein neuer Gast auf den Kühlschrank neben dem Eingang starrte, holte er rasch ein kaltes Bier und stellte es vor Lew auf den Tisch.

»You wait.«

Mit dem ersten Bier verschwand der Durst. Mit dem zweiten setzte er sich in den Schatten vor den Shop. Das dritte brachte Rajesh, als es dunkel wurde. Zusammen mit dem Vorschlag, im Guesthouse gegenüber nach einem Zimmer für die Nacht zu fragen.

Die Dinge entscheiden sich von ganz allein, wenn man ihnen nur genügend Zeit lässt. Und wenn man nach ein paar Stunden Schlaf keinen anderen Einfall hat, als zurückzukehren an den einzigen Ort, der einem ein klein wenig vertraut ist, zu einem Jungen, der einen überschwänglich begrüßt, über einen gut gefüllten Kühlschrank verfügt und einen Sitzplatz im Schatten hat.

Rajesh setzt sich neben ihn und schlägt vorsichtig ein nagelneues Comicheft auf.

*My secret*, wenn der *uncle* nicht da ist.

Lew versucht herauszufinden, wann der *uncle* wieder vorbeikommt, aber Rajesh weiß es nicht. Mal so, mal so, vielleicht heute, vielleicht morgen. Lew sieht dem Jungen zu, wie er liest, mit dem Finger zwischen den Zähnen, und er fragt sich, warum Rajesh nicht in der Schule ist.

Aber dann sieht er über das Meer und sucht den Himmel nach einer Wolke ab. Blau, denkt Lew, immer nur Blau. An den Rändern ein wenig lichter, aber das ist nur Einbildung, Flimmern in der Hitze. Endloses Blau lässt die Erde flach aussehen, Hügel und Berge genauso wie Meer oder Sandstrand.

Lew hört ein Motorengeräusch. Auch der Junge sieht auf, lauscht, und wie der Blitz verschwindet das Kind samt Comicheft im Nebeneingang. Wenig später hält eine Enfield vor dem Eingang, und Rajesh taucht wieder auf und begrüßt einen misstrauisch blickenden älteren Mann.

Der Junge deutet auf Lew und den Shop, dann macht er eine Handbewegung, die international ist – Geld bedeutet sie, und offensichtlich bringt Lew genügend da-

von, denn der Mann sieht sofort ein wenig freundlicher aus.

Der *uncle*, denkt er und steht auf. Rajesh sagt etwas, was Lew nicht versteht, zeigt auf die Bushaltestelle und dann nacheinander Richtung Stadt, auf Lew und auf das Guesthouse.

Der Onkel nickt und scheint über etwas nachzudenken – und dann führt er ihn zu einem Schuppen hinter der Tankstelle, öffnet ein Vorhängeschloss an einer verstaubten Kette und zieht ein Rolltor auf.

Rajesh schlüpft an seinem Onkel vorbei in den Schuppen und beginnt, Staub von Lenkern und Tachometern zu wischen. Der Onkel lächelt und bietet Lew an, sich eine Maschine auszuleihen. Er könnte damit in die Stadt fahren oder für ein paar Tage in die Berge, *would you like?*

Bis zum nächsten Morgen könnte er eine herrichten für den Reisenden, ein bisschen nach dem Motor sehen, tanken natürlich, Kleinigkeiten.

Lew fragt nach dem Preis. Und nach der Rückgabe.

»No problem«, sagt der Onkel, ein Cousin lebe in der Nähe des Ashrams, zu dem er wolle. Und schon streckt er ihm eine Hand entgegen, und Lew schlägt verwundert ein.

»Tomorrow«, sagt der Onkel zufrieden, schließt das Tor und nimmt den Jungen wieder mit in den Shop.

Durch die geöffnete Ladentür sieht Lew, wie Rajesh die Regale abschreitet und offenbar die Artikel zählt, während der Onkel sich Notizen macht und ab und zu einen Blick nach draußen wirft.

»Tomorrow!«, ruft er seinem Gast noch einmal zu und lacht.

Lew lehnt sich zurück. Neben dem Eingang entdeckt er eine Eiskarte mit einem Logo, das er aus Deutschland kennt, eine einzige rostige Öse hält sie an der Wand. Die Plastikbeschichtung hat sich vom Papier gelöst und rollt sich an den Rändern auf, und wenn der Wind kommt und die Karte erfasst, entsteht ein schleifendes Geräusch.

In so einem indischen Dorf, da geht ein Zwölfjähriger offenbar nicht zur Schule, sondern hat Arbeit bei seinem Onkel und belohnt sich selbst, indem er sich heimlich Comichefte nimmt. Pilger fahren hier herauf, bleiben ein paar Stunden und verschwinden wieder. Der Wind weht, heiß und feucht, die Sonne brennt, Kunden kommen und gehen, schieben ihre Motorräder auf den Hof, tanken, kaufen ein Getränk. Sie grüßen den fremden Mann im Schatten und freuen sich, wenn er ein paar Stunden später noch immer da ist. Dann wenden sie sich wieder ihren eigenen Angelegenheiten zu – und es gibt nichts weiter zu tun, als mit einem Nicken oder einer winzigen Handbewegung zurückzugrüßen und auf den nächsten Tag zu warten.

## 2

Dunkelgrau und träge fließt der Neckar an diesem eisigen Aprilmorgen durch die Stadt, die Sonne ist noch kaum hinter den Hügeln zu erahnen. Die Straßen um den kleinen Park mit dem Spielplatz in der Mitte liegen friedlich und verlassen. Nur in *Evis Backstube*, direkt an der Ecke, da brennt um diese Zeit schon Licht. Vor dem Laden stehen bereits die Schilder mit den Angeboten des Tages, dunkle Pfützen um die reichlich früh bepflanzten Waschbetontröge zeigen an, dass die Blumen in ihren Nestern soeben gegossen wurden.

Eine halbe Stunde vor Ladenöffnung legt Ira ein letztes Mal ihre Hände an den Ofen, so wie es der alte Tadija früher getan hat. Zufrieden betrachtet sie die glänzenden Maschinen und die Arbeitsflächen, die um diese Tageszeit gereinigt sind von den Spuren der Nacht, bis der Mittag kommt und Evi sich an die Arbeit machen wird, die Zuckerkuchen zu verzieren, mit Mandelstiften und reichlich Streusel.

Noch eine Minute schenkt Ira sich, eine einzige ruhige Minute, bevor die Ladenglocke bimmeln wird, ge-

nau zwei Mal beim Öffnen der Tür und zwei Mal beim Schließen, also acht Mal insgesamt für einen einzigen Kunden. Schulkinder sind es am frühen Morgen, und Handwerker auf dem Weg zu den Baustellen die Straße hinunter. Die alten Genossenschaftshäuser mit den langgezogenen gelben Fronten und den kleinen Fenstern, die aussehen wie Schießscharten, sie werden saniert, überall sieht man jetzt die schmalen silbernen Außenkamine wachsen, Heizölhändler finden in diesem Viertel schon lange keine Kunden mehr.

Zweihundert Mal wird es gebimmelt haben, bis die Schulglocke die hungrigen Kinder an ihre Pflichten gemahnt hat, gestern ist Ira sogar auf zweihundertachtundzwanzig gekommen.

Noch eine Minute, nur noch eine.

»Du musst immer in genau dieser einen Minute leben, die dein Herz braucht, um das Blut in deinem Körper einmal im Kreis herumzupumpen, kleine Ira, vergiss das nicht«, hatte Tadija oft zu ihr gesagt, während er selber am frühen Morgen hier stand, die Hände am selben Ofen, vielleicht ein klein wenig höher als Iras jetzt.

»Das Blut braucht keineswegs exakt eine Minute«, antwortete sie, als sie älter wurde und zu ahnen begann, dass Tadijas Sätze manchmal an Orten geboren wurden, die aus Wünschen gebaut waren und Sehnsucht.

Im Laden ruhen bereits die Brezeln und Brötchen in den großen Körben, und die Brotlaibe warten darauf, in Papier eingeschlagen und in Einkaufstaschen nach Hause getragen zu werden.

Bei Evi gibt es seit dreißig Jahren nur ein kleines Sortiment, vor leeren Auslagen hat sie keine Angst. »Es muss schmecken, was wir anbieten, Ira. Morgens Brot, nachmittags Kuchen. Beste Zutaten, fertig.«

Supermärkte haben inzwischen aufgemacht, und eine Fußgängerzone ist in der Nähe entstanden. Seit ein paar Jahren gibt es einen Brötchenservice für die umliegenden Schulen, aber Evis kleinen Laden gibt es noch immer. Wegen Evis Brot, und wegen Tadijas serbischen Zuckerkuchen.

Ira mag Evi nicht sagen, dass ihre Hilfe an manchen Tagen keine Hilfe mehr ist, und sie denkt schon eine ganze Weile darüber nach, was werden soll, wenn sie allein sein wird, allein mit John, ihrem Sohn, und einer Bäckerei, die mehr Hände braucht als nur zwei, auch wenn sie klein ist und nicht viel mehr bietet als Brezeln und Brot und Kuchen und handgemahlenen Kaffee. Aber Ira sagt nichts, macht weiter und ist schon am Vormittag müde, und am Abend schläft sie ein, noch bevor Johns Gute Nachtgeschichte zu Ende ist.

»Wir müssen Fido zurückholen«, sagt Evi in letzter Zeit öfter. Fido ist Tadijas Enkel, und er ist bei Evi aufgewachsen, nachdem er mit Tadija nach Deutschland gekommen war. Fido kennt die Handgriffe besser als Ira, besser als jeder, der ihnen je geholfen hat über all die Jahre. Aber Ira lacht dann nur und fragt, ob Evi ihn anbinden will in der Bäckerei? Oder wie will sie das anstellen, einen Zugvogel zu zähmen? Niemand kann Fido an einem Ort festhalten, in ein Haus zwingen schon gar nicht. Eine Arbeit kann das nicht, Evi kann das nicht,

eine Frau nicht, und auch ein Kind kann das nicht. Und Ira wahrscheinlich am allerwenigsten.

»Zerbrich dir nicht den Kopf über meine Kräfte«, sagt sie dann zu Evi, aber sie sieht, dass Evi es dennoch tut, wenn sie gemeinsam hinter der Theke stehen und die eine zwei Butterbrezeln schmiert und die andere Bestellungen aufnimmt fürs Wochenende.

Noch immer kennt Evi jedes der Schulkinder beim Namen, die älteren, die auf dem Weg zum Gymnasium sind, hinten am Park, und die Grundschüler, die nur wenig später und ebenso hungrig in den Laden stürmen. In Windeseile hat sie für jedes Kind bereitgelegt, was es gerne mag, und immer findet sie ein kleines Wort, einen Satz oder wenigstens einen aufmunternden Blick.

Früher ist Ira genau so ein Kind gewesen. Direkt aus dem Haus ihrer Eltern kam sie gelaufen, manchmal noch mit Schlaf in den Augen und nur mit einem Arm in der Jacke, die Schuhe offen. Stets war sie die Letzte, rasch eine Brezel und eine Apfeltasche, bezahlt mit klebrigwarmen Münzen, und immer stand Tadija mit Fidos Schultasche in der Hand vor der Tür und warf lange serbische Sätze ins Treppenhaus, liebevolle, schnurrende oder laute – meistens vergeblich.

Weil Fido morgens nie fertig war. Weil Fido nicht in die Schule wollte. Weil Fido schon längst aus dem Fenster geklettert war und über die Dächer davongesaut und die Stimme seines Großvaters überhaupt nicht mehr hören konnte. Einmal hatte Ira ihn entdeckt, im Zwetsch-

genbaum vor Evis Haus, einen Finger auf den Lippen, als er Tadijas Rufen hörte, und Ira sah seine blauen Augen und sein fröhliches Lachen und sein lockiges Haar, und sie sagte nichts, als Tadija um die Ecke bog und sie fragte, ob sie Fido gesehen habe, der müsse sich auf den Weg machen, und zwar schneller als der Wind in der Wüste.

Sie war nicht rot geworden und hatte nicht nach oben gesehen, sondern sehr angestrengt in die vollkommen falsche Richtung.

Seit jenem Tag hatte Ira immer gewusst, wo Fido sich gerade versteckte, und sie wusste auch, er hatte seine Aufgaben nicht gemacht und seine Blätter nicht eingehftet und fast alle seine Stifte irgendwo absichtlich verloren. Sie nahm seine Schultasche, fand ihn, setzte sich zu ihm und kramte einen Kugelschreiber hervor, las ihm die Aufgaben vor und schrieb mit ungelenker Schrift und spiegelverkehrten Buchstaben die Ergebnisse in Fidos Hefte. Wenn er nicht lesen musste, was er rechnen sollte, war Fido schnell. Wenn er nicht aufschreiben musste, wie ein Wolf überwintert, wusste er jedes Detail über das Tier.

Wenn er Ferien hatte, dann stand er nachts mit Tadija an der Teigmaschine und merkte sich jeden Handgriff, und sein Großvater hatte sich nicht nur ein Mal gefragt, wie wohl alles gekommen wäre, wenn er nicht fünf Jahre zuvor, an einem Tag im Juli 1976, nach Deutschland gefahren wäre.

Zu Hause hätte er wohl keine Briefe bekommen, mit Wappen und feierlicher Anrede, weil Fido bald zehn

wurde und trotzdem nur mit Mühe in die dritte Klasse versetzt werden würde.

»Du könntest dir ein wenig von Iras Klugheit abschneiden«, hatte Evi gesagt, wenn die Kinder sich an ihr vorbei zur Tür hinausdrückten und zusammen losrannten, der eine zur Schule, die andere für ein paar Wochen noch in den Kindergarten.

Nachmittags trafen sie sich auf dem Spielplatz im Park zwischen Iras Elternhaus und Evis Bäckerei.

»Genau in der Mitte«, hatte Fido einmal behauptet, und Ira hatte gefragt: »Woher weißt du, dass es die Mitte ist?«

Fido hatte gesagt: »Einfach so«, und Ira wollte es messen.

»Wie denn?«, hatte Fido gefragt, aber da lief Ira schon zum Gartentor vor ihrem Elternhaus.

»Du musst rüber zur Bäckerei!«, rief sie ihm zu, und dann gingen sie beide gleichzeitig los und zählten ihre Schritte, und als sie sich trafen, standen sie auf dem Spielplatz, genau vor der Krokodilschaukel.

»Die Mitte«, hatte Fido gesagt, »du hättest es einfach glauben können.«

Ira lehnt die Stirn an die warmen Kacheln, nur ganz kurz, und schließt für einen Moment die Augen. Ein Mann taucht in ihren Gedanken auf und ein buntes Haus, das aussieht wie eine Tankstelle aus den fünfziger Jahren.

Der Mann sitzt auf einer Bank davor und schaut auf ein Meer hinaus, er trägt helle Urlaubskleidung und auf dem Kopf einen Sonnenhut. Das Gesicht darunter kann

Ira nicht erkennen, aber als sie aufsieht und wieder zurück ist am Ofen und den leisen Schmerz in den Schultern wahrnimmt, der von der Schlaflosigkeit kommt und der Arbeit in der zurückliegenden Nacht, da ist es, als hätte der Fremde mit dem Hut sie angesehen und seine Hände ausgestreckt und sie zart berührt.

Ira löscht das Licht in der Backstube und schließt leise die Tür. Sie will John nicht wecken und ist dankbar für jede Minute, die er morgens schläft.

Im Flur brennt eine Neonröhre und beleuchtet den zweifarbigen Boden. Viele der Fliesen haben kleine Risse unter der Glasur, auf den hellen sieht man sie besonders gut. Ira und Fido haben Wettbewerbe veranstaltet, wer von ihnen im haarfeinen Geäst die meisten Gesichter finden würde, die meisten Lebewesen, die meisten Geschichten. Mit wie wenig sie zufrieden waren, ein paar Muster im Boden haben sie an Regentagen stundenlang beschäftigt.

Dieselbe honigfarbene Holztreppe führt noch immer nach oben in die Wohnung, daneben die weiß gestrichene Tür zum Keller, gegenüber die Glastür zum Laden und ganz hinten, im Halbschatten, der gekühlte Vorratsraum.

Oben knarzt die Tür zum Schlafzimmer, oder sind das Schritte auf der Treppe? Ist John doch schon auf? Ira horcht, aber da ist nichts. Das alte Holz ächzt, denkt sie. Im Sommer wegen der Hitze, im Winter wegen der trockenen Heizungsluft.

Im Vorratsraum hört sie Evi rumoren. Hoffentlich steigt sie nicht wieder auf die Leiter. Ich sollte hingehen und

sie davon abhalten. Aber sie weiß schon, was Evi dann sagen wird: »Wer soll denn sonst am Morgen nach den Einkaufslisten sehen? Willst du dich in drei Teile teilen, kleine Ira?«

Sie wird irgendwann stürzen, wenn sie nicht endlich Rücksicht nimmt auf ihre Knie. Die biegen sich nämlich schon lange nicht mehr so leicht, wie Evi das gern hätte. Das sieht nicht nur Ira, das sehen auch die Kunden, aber Evi ist stur.

Da ist es schon, das Klackern der kleinen Leiterrädchen, dumpfer als sonst. Langsamer auch. Ein Schaben, dann ein leises *Plock-plock*, eine Pause, *plock plock*. Ein Geräusch wie von jemandem, der versucht, kein Geräusch zu machen. Keine Schritte, keine Gespenster. Nur die bald fünfundsechzigjährige Evi, die sich nichts sagen lässt.

Ira seufzt und verscheucht den leisen Ärger über Evis Leichtsinns. *Plock plock*, eine Pause, *plock plock*. Sie steigt rauf und wieder runter, das ist es, was sie tut. Sie will nicht wahrhaben, dass sie alt geworden ist. Seit John auf der Welt ist noch weniger.

Und eigenwillig ist sie schon immer gewesen, denkt Ira, während sie im Laden die Lampen anmacht und das Wechselgeld in die Kasse zählt.

»Du brauchst ein Nest«, hatte Evi damals gesagt, als Ira zu ihr in den Laden kam, schwanger und allein. »Wenn nicht für dich, dann für das Kind. Wir rücken zusammen, Ira.«

»Bis er krabbelt«, sagte Ira nach der Geburt, und Evi nickte.

»Bis er läuft«, sagte Ira später, als sie entschieden hatte, ihr Studium nicht wieder aufzunehmen, und Evi flickte abends die Hosen, die John an den Knien durchgeschuert hatte.

»Bis er in den Kindergarten geht«, hatte Ira zuletzt gesagt, und Evi hatte die Teigmaschine geputzt und geschwiegen.

Inzwischen ist John vier Jahre alt, und Ira hat nicht vor wegzugehen, obwohl das Haus drüben genügend Platz bietet. Sie tastet nach dem ungewohnten Schlüsselbund in ihrer Hosentasche, und ihr Blick geht hinaus auf den Platz, wo gegenüber ihr Elternhaus im schwachen Laterlicht steht.

Direkt vor dem Gartentor parkt ein weißer Kleinwagen, auf der Fahrertür das Logo des Pflegedienstes. Später, wenn John im Kindergarten sein wird und der erste Kundenansturm vorbei ist, wird sie hinübergehen, alle Zimmer durchlüften und ihrem Vater, dem ehemaligen Lateinlehrer Cornelius Keppler, aus der Zeitung vorlesen oder aus einem seiner unzähligen Bücher.

Die *Metamorphosen* mag er am liebsten, und Ira kämpft sich durch die Metrik, bis er flüstert, es sei gut, und sie den Band zurücklegen kann auf einen der Bücherstapel neben seinem Bett. Man könnte meinen, sie wachsen über Nacht. Manchmal merkt sie sich, wenn sie abends geht, die zuoberst liegenden Titel und findet sie am nächsten Morgen unverändert dort vor.

Manchmal aber ist sie sich sicher, sie hätten am Abend in einem anderen Buch gelesen, und dann scherzt sie mit ihrem Vater und fragt ihn, ob er nachts heimlich am Bücherregal gewesen ist oder im Weinkeller oder drüben im Arbeitszimmer, und er lacht kurz sein heiseres, fast stimmloses Lachen, sinkt wieder in sein Kissen und schläft eine Stunde oder zwei.

Sein Zustand hat sich in den letzten beiden Wochen verschlechtert, aber er besteht darauf, nicht noch einmal ins Krankenhaus zu gehen. »Zu Hause sterben zu dürfen, das ist alles, worum ich euch bitte.«

Ira ist dankbar für Evis Entschlossenheit, Cornelius seinen letzten Wunsch zu erfüllen. »Er hat dieses Haus sein ganzes Leben lang nicht verlassen, wie soll er woanders in Frieden gehen, wenn er sich im eigenen Haus schon so schwertut. Und nur weil einer ein paar Hundert Bücher über den Tod gelesen hat, ist das Sterben nicht leichter für ihn.«

Und außerdem, außerdem ist da noch etwas, was ihn hält. Es steckt in diesem Haus, in den Wänden, den vollgestopften Regalen. Es ist das, was es mir unmöglich macht, dort zu leben, denkt Ira, während sie die warmen Brotlaibe in geraden Reihen exakt in die Regale stapelt, die dunkler gebackenen nach hinten, die helleren nach vorne, jeweils sieben Stück hintereinander, und die Transportkörbe heftiger ausklopft als nötig.

Sie schließt die Ladentür auf und dreht das Schild mit den Öffnungszeiten nach außen. Die Morgenluft ist noch

immer frostig. Die ersten Schulkinder gehen die Straße hinunter, ein Lieferwagen hält vor dem Gemüsegeschäft nebenan.

»Ich kann nicht mehr schlafen«, sagt eine leise Stimme, und Ira sieht ihren Sohn in der Tür stehen, mit nachtmüden Augen und seinem Bär im Arm.

»Geh wieder ins Bett, John«, sagt sie, »es ist viel zu früh für dich.«

Der Junge rührt sich nicht und betrachtet die Körbe und Wannen. Ira nimmt ihn in den Arm und setzt ihn auf die Theke.

»Soll ich dir was zeigen?«, fragt sie. »Siehst du, wie die kleinen Brötchen nebeneinander in ihren Regalen liegen und sich nicht bewegen? Sie schlafen noch. Wenn wir ganz leise sind, hören wir sie atmen.«

John lauscht. Ira lächelt. Sie liebt seine Kinderphantasie, in der Brötchen so lebendig sind wie beinahe alles andere um ihn herum. Sie liebt seine Haare, seine Augen, seinen Duft, ein klein wenig nach Weihrauch. Sie liebt es, wenn er tagsüber auf der Treppe spielt und ihr zwischendurch bei der Arbeit zusieht, wenn er nachmittags auf dem Kassentisch sitzt und die Münzen in ihre Fächer sortiert, sie liebt es, wenn er singt, und nicht nur Evi sagt, man könnte meinen, er habe seine Stimme von Fido.

»Ich höre nichts«, sagt er entschieden, und Ira denkt, lange kann ich ihm so etwas nicht mehr erzählen.

Evi kommt aus dem Vorratsraum und knöpft die graue Strickjacke auf. Ihr Gang ist schwer, sie zieht ihr linkes Bein ein klein wenig nach.

»Ich bin noch nicht tagweich«, sagt sie zu John, der lacht und sie nachmacht.

»Guten Morgen«, sagt Evi, aber Ira schüttelt den Kopf.

»Du bist ein Dickschädel«, sagt sie, und es klingt schärfer als beabsichtigt. »Was ist, wenn du fällst, und ich bin nicht da? Soll ich dann zwei alte Dummköpfe pflegen und nebenher für ein Kind sorgen, hast du dir das so vorgestellt?«

Evi setzt zu einer Antwort an, aber sie hält Iras Blick nicht stand.

## 3

Schon eine Weile ist kein Bus mehr an Lew vorbeigefahren. Die letzte dunkelgraue Dieselwolke hat er vor einer halben Stunde über der Dorfstraße gesehen. Er könnte allmählich rüber ins Guesthouse gehen und hoffen, dass die Air-Condition in seinem Zimmer dieses Mal auf Anhieb funktioniert. Er könnte versuchen, ihren Lärm zu ignorieren und für eine Stunde den Jetlag aus den Knochen zu schlafen, bevor er sich bei Simran an der Rezeption eine Schale Reis zum Abendessen bestellt und ein allerletztes kaltes Bier.

Aber er bleibt und sieht Rajesh zu, wie er lacht, als er seinen wahrscheinlich letzten Kunden an diesem Abend begrüßt, wie er die Einkäufe für ihn verpackt und noch eine Tüte Obst dazulegt. Wie er immer noch lacht, als der Mann auf die Straße hinausgeht, stehen bleibt, die Münzen und Scheine in der Hand nachzählt und wieder hineingeht – weil Rajesh sich beim Herausgeben womöglich verrechnet hat?

Sätze perlen an sein Ohr, die freundlich klingen und lang sind, niemand ärgert sich, keiner wird laut, der Kunde

nicht, Rajesh nicht. Gemeinsam packen sie den Einkauf wieder aus, ohne Eile und ohne Hast. Rajesh hat einen Zettel und einen Stift in der Hand, er addiert Zahlenreihen und vergleicht mit dem Bon, und so wie der Junge seine Stirn dabei in Falten legt, scheint es ein kleiner und schwieriger Fehler zu sein, den sie da suchen und schließlich auch finden. Die beiden strahlen vor Freude, und Rajesh packt die Waren in neue Plastiktüten, zählt neues Wechselgeld auf den Zahlsteller und winkt dem Mann nach, bis er hinter der nächsten Ecke verschwunden ist.

Fröhlich sind Rajeshs Augen, unbeschwert seine Gesten. Alles an ihm wirkt zufrieden. Leicht und behände nimmt der Junge die unverkauften Zeitungen aus den Regalen, auf den Titelseiten die Schlagzeilen, die morgen niemand mehr lesen will. Wie der Wind bündelt er sie und trägt die Pakete hinaus vor die Tür.

Lew erkennt nur die Bilder, ein Sportereignis, offenbar Fußball. Er springt auf, bietet dem Jungen seine Hilfe an, trägt schwere Körbe von draußen nach drinnen, deckt Obstkisten ab und wartet vor der Tür, bis Rajesh den Laden von innen verriegelt hat und aus dem Nebeneingang schlüpft.

Er freut sich, als er auf der stiller gewordenen Straße steht und im unbeleuchteten Hof die Umrisse des Jungen erkennt. Und als er ihm zusieht, wie er die schmale Tür abschließt und den Schlüsselbund in eine Tüte steckt, da überlegt er, wohin Rajesh am Abend wohl geht?

»I show you«, sagt der Junge, als er ihn fragt.

Sie gehen zu einem weiteren bunten Haus am Ende der Dorfstraße. Dort lebt Rajesh mit seinen älteren Brüdern, den Töchtern des Onkels und ihren Ehemännern.

Die Eltern arbeiten in der City, in einem der Bürotürme *down there*, und Lew betrachtet einen Augenblick lang schweigend die Lichter der nächtlichen Stadt. Im Dunkeln wirkt sie gar nicht mehr so weit entfernt wie am Tag.

Einmal im Monat kommen die Eltern mit dem Pilgerbus zurück ins Dorf. Sie bringen Geld, bezahlen dem Onkel die Miete für ihn und seine Brüder und bleiben für zwei halbe Tage, einen halben Samstag und einen halben Sonntag.

Rajesh erzählt von den Festen, die sie feiern, wenn die Eltern da sind, er zählt in atemberaubender Geschwindigkeit die indischen Feiertage auf, und Lew versteht nur die Hälfte, aber er will den Jungen in seiner Begeisterung nicht unterbrechen.

Vor dem Haus hören sie Musik und Stimmengewirr. »All my cousins«, sagt Rajesh, und dann bleibt er wie angewurzelt stehen, rennt zu einem Motorrad, das vor der Tür geparkt ist, und kommt mit leuchtenden Augen wieder zurück.

»My brother is back, you must come with me«, und Lew merkt, wie hungrig er ist und wie gern er noch bleiben möchte, weil Rajesh in der Nähe ist, und so findet er sich nur Sekunden später in einem Innenhof wieder, inmit-

ten einer unübersichtlichen Schar von Cousins und Brüdern, die zusammengekommen sind, um einen schmalen Zwanzigjährigen zu feiern, der von der Universität zurückgekehrt ist, so jedenfalls versteht es Lew.

Sie begrüßen Rajeshs Gast, als sei er die Hauptperson und nicht soeben zum ersten Mal über ihre Schwelle getreten. Sie versuchen, seinen Namen auszusprechen, schieben ihn alsbald auf einen Platz direkt neben Rajesh, und jemand bringt ihm ein ganzes Tablett voller Schälchen und Schüsseln, voller Soßen und Düfte, und einen hoch aufgeschichteten Stapel frisch gebackener Brotfladen.

So viele Namen sind das, und noch mehr unbekannte Wörter umschwirren ihn, deren Bedeutung er nicht versteht, aber ihre Melodie ist freundlich und zugewandt. Englische Sätze schieben sich dazwischen, wenn er angesprochen wird, und alle hören ihm aufmerksam zu, als er erzählt, wie er in ihr Dorf gekommen ist. Wie er versucht hatte, sich zurechtzufinden am Flughafen, zwischen all den Menschen und den Durchsagen und so ganz ohne Fahrpläne. Und vom Ticketoffice erzählt er, zu dem er sich schließlich durchgefragt hatte.

»The small one?«, fragt Rajeshs ältester Bruder, und Lew versucht sich zu erinnern: ein bärtiger Mann in einer Art Glaskasten, eine silberne Gegensprechanlage – eindeutig, das muss *the small one* gewesen sein, sagen sie alle.

Er hatte auf den Knopf gedrückt und in das Mikrofon gesprochen, aber der Mann hatte ihn nicht verstanden.

Also holte Lew das Schreiben der Botschaft aus der Tasche und hielt es an die Scheibe. Der Mann beugte sich vor, studierte sorgfältig die Zeilen, dann nickte er, gab ihm ein Ticket und sagte ihm die Nummer des Busses, in den er einsteigen sollte. Das aber ist der gewesen, mit dem er direkt bei Rajeshs Laden angekommen ist.

»The man in the small one«, sagt Rajeshs ältester Bruder, »he cannot read. And I think he is nearly deaf. So better don't go to the small one again.«

Lew fällt in das Lachen der anderen ein, und er hört sich selber erzählen und sieht sich dort sitzen und essen, und er wundert sich, wie er so einfach dort sitzen kann und essen, zwischen all den fremden Menschen. Er empfindet keine Müdigkeit mehr, und zum ersten Mal seit seiner Ankunft lässt er sich ein auf dieses fremdartige Land.

Er probiert von jedem neuen Gericht, das Rajesh mit ihm teilen möchte, und liegt es an den scharfen Gewürzen oder an dem wundervollen Geschmack oder an dem Glück, einen so wohligh gewärmten Bauch zu haben – jedenfalls nickt er, als Rajesh seinen Brüdern mit stolzer Miene erzählt, dass dieser Mann aus *Germany* komme, und er nickt nicht nur, sondern sagt, früher, als er so alt gewesen sei wie Rajesh, da habe es sogar zwei *Germany* gegeben.

Wie es gewesen sei, in so einem Land zu leben, will Rajeshs ältester Bruder wissen, und Lew möchte ihm gern von der *Teilung* und der *Wiedervereinigung* erzählen, aber da gehen ihm die englischen Worte aus, und die

Aufmerksamkeit seines Zuhörers ist sowieso schon wieder woanders, als einer, der bisher nichts gesagt hat, mit einem Mal den Kopf hebt und lächelnd sagt, *Germany*, das sei doch das Land, wo im nächsten Jahr der World Cup stattfindet?

»Do you play football?«, fragt er, und Lew schüttelt den Kopf.

»Jumping«, sagt er zuerst, aber dann fallen ihm auch dafür die englischen Wörter nicht ein, und er lässt sich einen Eimer geben, dreht ihn um, steigt hinauf und breitet die Arme aus.

»Here«, sagt er und zeigt auf den Boden, »here, everything is water. Deep water, okay?«

Ein wenig schwindelig ist ihm noch vom raschen Aufstehen, und dann sieht er es selber, das Wasser, das er eben für seine Zuschauer beschworen hat, und er sieht die Wettkampfhalle in Berlin, und er ist ein klein wenig jünger als Rajesh, acht Jahre alt. Er steht mit seinem Vater vor der Schwimmhalle und sieht den Kindern zu, die dort trainieren dürfen, weil sie ausgewählt wurden für die Sportklasse.

Wie gerne wäre er damals eines dieser Kinder gewesen, nur für eine einzige halbe Stunde.

»Ich wünschte, du könntest dabei sein«, hatte sein Vater zu ihm gesagt, »glaub mir Lew, ich wünsche mir nichts mehr als das.«

Ganz fest hatte sein Vater seine Hand gehalten, viel fester als sonst.

»Ich weiß«, hatte Lew gemurmelt und einem Jungen zugesehen, der am Beckenrand mit einem kleineren balgte. Er konnte das Trillern bis nach draußen hören, so laut blies der Trainer drinnen in seine Pfeife.

Und dann hatte sein Vater ihn in den Arm genommen und ihn an sich gedrückt. Aber Lew wollte sich losmachen und sehen, wie die Sache ausging zwischen den Kindern, und als er hochblickte, sah er die Tränen in den Augen seines Vaters: »Ich würde alles tun, um dich glücklich zu sehen«, sagte er. »Alles, Lew.«

Als Lew hinuntersteigt vom umgedrehten Eimer, im Innenhof eines rosa gestrichenen Hauses in Indien, wo er gerade so getan hat, als würde er von einem Fünfmeterbrett springen, als er hinuntersteigt und sich wieder zu den anderen setzt, die ihm begeistert applaudieren, da hat er sich zum ersten Mal überhaupt an diese Umarmung erinnert. Und an die Tränen in den Augen seines Vaters.

# 4

Nachdem am Abend die letzte Kundin gegangen ist, macht Ira sich auf den Weg zu ihrem Vater. Sie geht quer über den Platz und zählt wie immer ihre Schritte.

»Du zählst eines Tages noch die Haare auf deinem Kopf«, hatte ihre Mutter einmal gesagt, und Ira hatte tatsächlich versucht herauszufinden, wie viele es waren.

»Zählen beruhigt«, hatte hingegen Tadija gesagt, »mach dir keine Gedanken, wenn andere das nicht verstehen. Es ist nicht verkehrt zu wissen, wie viele Brötchen du gebacken hast und wie viele verkauft sind. Es ist sogar gut zu wissen, wie viele Kilometer du schon gefahren bist und wie viel Benzin du vorher getankt hast. Und es ist nicht dumm, die Straßenlaternen auf einem Weg zu zählen, wenn du dich ein wenig fürchtest vor dem, was dich an seinem Ende erwartet.«

Sie nimmt die Abkürzung über den Spielplatz. Aus dem Halbdunkel vor ihr taucht ein silbergrauer Kopf mit scharfen Zähnen und Krokodilsaugen auf. Sie streicht dem Schaukeltier über die Schnauze und lächelt.

»Heute Nacht am Krokodil«, hatten Fido und sie einander verschwörerisch zugeflüstert, als sie noch Kinder gewesen waren, und dann war Fido an Tadijas und Evis Schlafzimmer vorbeigeschlichen, und Ira an Juttas Zimmer und am Arbeitszimmer, in dem Cornelius auf einer Klappliege schlief.

Fido hatte Kekse in einer seiner vielen Taschen, und sie wagten sich hinaus in die Nacht, vorbei an den Mülltonnen und Sträuchern, das Ziel in der Mitte zwischen ihren Häusern fest im Blick: den Spielplatz mit der Rutsche, der Sandkiste, der Seilbahn, die nicht mehr fuhr, und dem großen hölzernen Krokodil.

Tastend und lachend fanden sie den anderen in der Dunkelheit, aneinander gekuschelt zählten sie die Sterne, dachten sich neue Namen für die Sternbilder aus und träumten von der Zukunft.

»Wir werden in Kasachstan leben und eine Jurte haben«, sagte Fido dann. »Wir werden mit unseren Tieren umherziehen und dort bleiben, wo es uns gefällt. Wir werden Flüsse entlangreiten, bis wir eine Stelle gefunden haben, an der wir sie überqueren können, wir werden Fische angeln und sie abends über dem Feuer braten, wir werden vor den Herbststürmen in unserer Jurte sicher sein und vergorene Stutenmilch trinken, die schmeckt wie Joghurt mit Bier. Und am nächsten Tag werden wir morgens in unsere staubigen Stiefel schlüpfen, und alles wird sein wie am Tag zuvor.«

»Warum werden wir in Kasachstan leben?«, fragte Ira und wickelte sich seine Locken um die Finger.

»Hör dir das Wort an, Ira. *Kasachstan*. Es klingt nach Weite. Nach Freiheit. Wir können bis nach China reisen, ohne eine einzige Grenze zu überqueren. Wir könnten sogar eine Rakete besteigen und in den Weltraum fliegen, hast du selber gesagt. Wir werden Platz haben für uns und unsere Kinder, für sieben Kinder, und wir werden reiten, bis wir müde sind, und nirgendwo versperren uns Straßen den Weg. Wir werden Kamele haben und unseren eigenen Käse machen, und am Tag reiten wir um die Wette durch die Prärie.«

»Durch die Steppe«, sagte Ira, und Fido erwiderte: »Sehr wohl, Frau Professor.«

Die Unzer trennlichen nannte man sie schon, als sich noch keiner von ihnen vorstellen konnte, dass die flüchtigen kleinen Kinderküsse und Fidos wärmende Umarmungen in den kühlen Nächten draußen auf dem Spielplatz nicht alles bleiben sollten.

Sie setzt sich vorsichtig auf das Schaukeltier und folgt den leisen Bewegungen. Wie viele Bücher hatten sie hierhergeschleppt, wie viele Landkarten in den Sand gezeichnet, wie viele Stunden in Fidos Kasachstan verbracht, Fidos Kopf an ihrer Schulter, seine immer länger werdenden Haare weich und warm zwischen ihren Fingern, nicht mehr nur nachts, sondern auch tagsüber.

Iras Füße finden die alten Fußrasten, beinahe zu schmal sind sie, und ihre Hände sind zu groß für die Haltegriffe. So hält sie sich an den Ketten fest und klettert auf die Schnauze, wie sie es früher getan hat.

Freihändig hatte sie da oben gestanden, und Fido ganz

hinten am anderen Ende, wie immer. Er hatte ihr Schwung gegeben, und sie konnte ihn nicht sehen, aber jede seiner Bewegungen spüren, und Angst hatte sie keine.

Eines Tages war sie heruntergefallen, als das Krokodil seinen höchsten Punkt erreicht hatte, und Tadija war gekommen und hatte sie in den Arm genommen und getröstet.

»Kleine Ira«, sagte er, als sie endlich aufhören konnte zu weinen, »achte besser auf dein Gesicht. Ohne Zähne wirst du niemals jemanden finden, der dich heiratet.«

»Ich habe Fido«, hatte sie voller Trotz erwidert, und Tadija hatte geseufzt und geschimpft mit Fido, der doch so viel älter sei als die Kleine und trotzdem nicht für zwanzig Pfennige Verstand zu haben schien.

»Ich bin nicht sieben Tage lang quer über die Alpen nach Deutschland gefahren, nur damit du den ganzen Tag Unfug im Kopf hast, Fido.«

Je ärgerlicher er war, desto länger und beschwerlicher war die Reise gewesen, desto höher die Alpen, und einmal hatte er sich einen Schneesturm ausgedacht, mitten im Sommer. In Wahrheit war er drei Tage unterwegs gewesen, aber manchmal behauptete er, es sei nur einer, und ein anderes Mal mussten es zehn sein, damit Tadija alles unterbringen konnte, was er erzählen wollte.

»Wen interessiert es, ob ich mir einmal am Montag und ein anderes Mal am Dienstag in den Finger geschnitten habe, solange die Geschichte gut ist?«

Und Tadijas Geschichten waren gut. Er konnte mit einem einzigen Satz den Fluss seines Heimatdorfes durch Evis

Küche fließen lassen. Er konnte den Wochenmarkt für Ira aus Worten bauen, und wenn er anfang zu erzählen, dann nahm er sie an der Hand und ging mit ihr mitten hinein in sein altes Leben, und so stand sie nach nur wenigen Worten aus seinem Mund neben ihm im serbischen Staub, lehnte mit ihm am Gartenzaun, als er noch jung gewesen war und den Frauen auf der Landstraße hinterherpiff.

Und als er ihr erzählte, wie er diejenige, die darüber am lautesten geschimpft hatte, zum Altar führte, da sah Ira die Dorfkirche vor sich, und seine Freunde waren dort versammelt und seine Brüder, seine Schwestern und all die Kinder, deren Namen sie sich nicht merken konnte, und mittendrin sah sie Tadija und seine Braut, deren Liebe im Dorf sprichwörtlich werden sollte.

Wer immer ihnen begegnete, spürte ihr Glück, und hätte jemand Hochzeit gefeiert, ohne die beiden einzuladen, dann hätte kein Segen auf der Ehe gelegen, da waren sich alle einig.

Tadijas Glück hielt jedoch nicht lange. Nach der Geburt eines Kindes, das auf sich hatte warten lassen, musste Tadija eine Beerdigung ausrichten und die kleine Milena alleine großziehen.

Zwanzig Jahre vergingen, und die Zeiten änderten sich, brachten Arbeitslosigkeit in die Städte und Anwerber in die Dörfer.

Auch Tadijas Tochter stieg in einen Bus, zusammen mit vielen anderen Frauen, die keine Arbeit mehr bekamen und keinen Mann, den sie heiraten konnten. Sie waren bereit, in ein fremdes Land zu gehen, wo die Bänder stillstanden, wenn sich nicht genügend Hände fanden, um sie am Laufen zu halten.

»Die Klugen, das sind die Frauen«, hatte Tadija seiner Tochter zum Abschied mit auf den Weg gegeben, »merk dir das. Halt dein Geld zusammen, und wenn du wieder zurückkommst, fährst du mit dem Zug. Wir brauchen hier nicht noch mehr verrostete Volkswagen in den Höfen.«

Als er Milena wiedersah, kam sie tatsächlich mit dem Zug, schweigsam war sie und schwanger. Hastig brachte sie in seinem Haus ihren Sohn zur Welt, und als sie wieder verschwunden war, war Tadija erneut allein mit einem Kind, und er gab ihm den ersten Namen, der ihm einfiel, als er die blauen Augen sah, die Milenas Augen waren, und die hellbraunen Härchen und die kleinen Ohren, die aussahen wie winzige Schildkröten.

*Fido* nannte Tadija sein Enkelkind, und er trug ihn zur Taufe und nahm ihn mit aufs Feld, er zeigte ihm, wo die Hühner ihre Eier versteckten und sah ihm zu, wie er die ersten wackeligen Schritte machte und die Ziege ihn umwarf, als sie versuchte, an seinen ausgestreckten Händchen zu schlecken.

Zu dieser Zeit sah man an vielen Orten, wie die Alten die Wiegen aus den Schuppen holten, die Schaukelpferde abstaubten und Pakete öffneten aus Deutschland, mit Spielzeug und Kleidung darin, die knisterte und im Dunkeln Blitze versprühte, wenn man sie rieb.

Die fremden Hosen und Hemden, Röcke und Jacken, sie sahen genauso aus wie die billigen Stoffe auf den Märkten in der Stadt. Hängte man sie abends nach dem Waschen zu nah ans Feuer, schrumpelten sie wie getrocknete Aprikosen.

So weit her sein konnte es nicht mit dem Reichtum in Deutschland, wenn sie dort nicht einmal ordentliche Kleider hatten, da waren sich alle einig.

An Fidos viertem Geburtstag wurde Tadija krank und erholte sich über den Herbst und den Winter nicht mehr vom Husten.

Er ging zum Arzt und zum Priester, und dann ging er aufs Amt und sammelte Papiere für eine Fahrt, über die er schon lange nachgedacht hatte.

Er musste an die Zukunft denken. Noch ein wenig, und er wäre zu alt für Fido. Noch ein Jahr, so war er sicher, und er würde zu alt sein für die Reise. Vielleicht hatte er nicht einmal mehr ein ganzes, wer wusste das schon.

Zu Fidos fünftem Geburtstag, so nahm er sich schließlich vor, wollte er spätestens bei seiner Tochter in Deutschland sein. Vielleicht wären sich alle einig geworden über die Unausweichlichkeit seiner Entscheidung, aber Tadija erzählte niemandem von seinen Plänen, weil er nicht reden mochte über Dinge, die er nicht anfassen konnte.

Als er alle Papiere zusammen hatte, sah er dem Jungen eine Woche lang zu, wie er mit den anderen Kindern über die Äcker lief und zum Fluss hinunter.

Und eine weitere, wie er die Hirten ärgerte, davonrannte und dann jemanden bei der Kolchose fragte, ob er mitfahren dürfe auf einem der Traktoren. Wie er fast immer Glück hatte und einer nickte und ihn hochklettern ließ und das Radio ein klein wenig lauter drehte, damit der fröhliche Junge Musik hören konnte.

Fido liebte Musik. Er besaß eine Kassette, die er hütete wie einen Schatz, darauf waren Lieder aus Deutschland, die ein gewisser Udo sang. Der Sender, den man auf den serbischen Feldern empfangen konnte, spielte manchmal dieselben Stücke, auf Italienisch oder Französisch, aber Fido sang sie auf Deutsch mit und sagte, die kämen quer durch die Luft direkt von seiner Mama.

In der dritten Woche wusste Tadija, wer das Haus bekommen sollte. Er verkaufte die Hühner und die Ziege und sein Werkzeug und wunderte sich jeden Abend darüber, dass Fido nicht fragte, warum er das tat. Vielleicht macht es ihm nichts aus, wenn wir gehen, dachte Tadija, vielleicht vermisst er die schlammigen Wege im Herbst nicht, und die Kälte in seiner Kammer ebenso wenig.

In der vierten Woche, an einem heißen Sommertag im Jahr sechundsiebzig, brach Tadija schließlich auf. Drei Tage später parkte er das Auto vor einem Haus in einer kleinen süddeutschen Stadt. Rechts und links der Straße sah er gelbe Häuser, langgezogen, mit vielen Eingängen. Kleine Fenster, die aussahen wie Schießscharten. Dahinter, das hatte er in den Briefen seiner Tochter gelesen, Badezimmer und Küche, in jeder Wohnung gleich.

*Kennst du eine, kennst du alle, die Deutschen sind so berechenbar, hatte sie geschrieben. Denken eine Sache einmal zu Ende, und dann machen sie sie immer wieder. Stur. Immer dasselbe. Nur keine Abweichungen. Stell einen Deutschen in ein serbisches Dorf, in eine serbische Küche, ich sage dir, ohne Kochbuch wird er dir vor den gefüllten Küchenschränken verhungern.*

Fido entdeckte einen Spielplatz und an der Ecke eine kleine Bäckerei, und er wollte da hinein und auf der Stelle ein Eis.

»Später, Fido«, sagte Tadija, der zwar ebenso hungrig war, aber Sorge hatte, er könne jetzt, am Ziel seiner Reise, doch noch einen Fehler begehen, »wir warten lieber auf deine Mama.«

Und sie warteten.

Stiegen aus dem Wagen, gingen ein paar Schritte, und dann stiegen sie wieder ein, bis die Frühschicht in der Fabrik zu Ende war und die Spätschicht und die letzten Arbeiter die Straße hinunter nach Hause gingen.

Immer wieder hatte Milena ihren Vater gebeten, sie wenigstens einmal zu besuchen, einmal die Fahrt zu machen, damit sie Fido sehen und ihm die Stadt zeigen könne, in der sie lebte.

Sie hatte von einem Fluss geschrieben, der Neckar hieß, von einem Schloss und von den gelben Häusern. Und von Evi, der Bäckerin, mit der sie sich angefreundet hatte.

Milena kam nicht. Nicht am Abend und nicht am nächsten Morgen. Da nahm Tadija seinen Enkel an die Hand, fester als an den Sonntagen beim Kirchengang, wenn Fido ausbüxen wollte, zurück nach Haus, in den Kirschgarten oder auf den Rübenacker, um mit der Steinschleuder die Krähen zu jagen. Vorsichtig ging er über das ungewohnte Kopfsteinpflaster, hinüber zu *Evis Backstube*.

Du fehlst mir, Tadija, denkt Ira und sieht in den Sternenhimmel hinauf. Du fehlst mir, mehr, als ich manchmal aushalten kann. Du, und deine Geschichten an Evis

Küchentisch. Deine Ausflüge in den Park, deine serbischen Eintöpfe, deine Schrullen bei ihrer Zubereitung. Erinnerst du dich an das Tischtuch, das mit den roten und grauen Karos? Wir haben Mühle drauf gespielt, mit Bohnen und Erbsen, du hast mir Schach auf diesen Feldern beigebracht und ich dir Wolf und Schafe.

Du hast es für Evi gekauft, genau wie die ringförmige Neonlampe und das elektrische Brotmesser, den Eierkocher, die Kaffeemaschine und den elektrischen Dosenöffner.

Fido hat immer gesagt, du würdest für Evi den Mond nur deswegen nicht vom Himmel holen, weil der keinen Stecker hat.

*Wer weiß, hast du gesagt, schließlich leuchtet er jede Nacht, und vielleicht ist das Kabel ja auf der Rückseite. Schön ordentlich aufgewickelt.*

Wie ist es denn jetzt mit dem Mond? Hast du was darüber herausfinden können? Und stimmt es, dass man den besseren Überblick hat von da oben? Kannst du vielleicht eine Spur von Fido entdecken? Wir haben so lange nichts von ihm gehört, und du weißt ja, wie Evi ist.

Evi, die sich nichts sagen lässt und immer noch um dich trauert. Die an ihrem Alltag festhält und an allem, was immer schon so war, damit sie nicht merken muss, dass sich alles verändert hat seither. Könntest du nicht einen kleinen Wink schicken, ein kleines Zeichen, damit sie die Leitern stehenlässt und die schweren Mehlwannen?

Du bist ihr ganzes Glück gewesen, Tadija, auf dich würde sie hören.